

# Vom Arbeiten und Kranksein : eine Erinnerung an Peter Rosegger [Schluss folgt]

Autor(en): **Ertl, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **26 (1922-1923)**

Heft 5

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-666308>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Vom Arbeiten und Kranksein.

Eine Erinnerung an Peter Rosegger von Emil Ertl.

Viel krank sein, wenn man dazwischen immer wieder leidlich gesund ist, ist ein Geschenk Gottes. Immer gesund sein, eine große Gefahr.

Ich will nicht paradox sein, ich meine es ganz ernsthaft.

Vor allem: Das Kranksein schenkt uns Zeit. Unfähig, unserm Berufe nachzugehen, oder Gesellschaften, Theater, Konzerte, Ausstellungen aufzusuchen, kurz, den Notwendigkeiten des Lebens zu dienen, oder uns jenen Zerstörungen hinzugeben, die meist nichts anderes als Zersplitterungen sind, bleiben wir auf den Umgang mit uns selbst angewiesen, finden Gelegenheit, Einkehr zu halten, uns zu besinnen, ein gutes Buch zu lesen, das wir schon längst gern gelesen hätten, ohne doch „dazuzukommen.“ Sind wir danach, so werden wir tiefer dadurch.

Außerdem dämpft die Hinfälligkeit, das Angewiesensein auf die Hilfe anderer, die mit dem Kranksein verbunden ist, unsern Übermut, mahnt uns an unsre irdischen Grenzen, behütet uns vor der Überschätzung unsrer Kraft und Herrlichkeit. Wir üben uns in Geduld und Demut. Und schließlich vermitteln unsre eignen Leiden uns das Verständnis für die Leiden anderer. Sie öffnen uns das Herz für unsre Nebenmenschen. Ohne uns dessen selbst bewußt zu werden, üben wir uns auch in der Liebe.

Dagegen läuft, wer nie krank ist, leicht Gefahr, sich den Sorgen, dem Kummer und dem Schmerz seiner Mitgeschöpfe kalt zu verschließen. Denn für das Mitleid bleibt taub, wer das Leid nicht kennt, und der stets Gesunde kennt es mindestens ungenügend. Indessen er sein Ich an den Tag verliert, wird er nach und nach geneigt, sich selbst für den Mittelpunkt der Welt zu halten, seinen kleinsten Angelegenheiten die größte Wichtigkeit beizumessen und in jedem Bettel einen Grund zur Unzufriedenheit zu erblicken.

Ein zu wenig bekanntes deutsches Sprüchwort sagt: „Dem Gesunden fehlt viel, dem Kranken etwas.“

Dieses Etwas, das ihm fehlt, die Gesundheit, kann aber der Kranke wieder erlangen. Dem Gesunden bleibt diese Freude verschlossen. Er kennt eines der höchsten Glücksgefühle nicht: das des Wiedergenesens.

Peter Roseggers Leben war ein stetes Auf und Ab von Kranksein und Wiedergesundwerden.

Aber unentwegt durch Wellenberg und Wellental, steuert mit nie schwankendem Kurs das mit Arbeit vollbeladene Schiff seines leidenschaftlichen Schöpfer- und Gestalter-Willens.

In gerechter Entrüstung über einen parteiischen Angreifer, der die durchaus erlaubte Kritik am Werk in durchaus unerlaubter Weise aufs Persönliche hinübergespielt hatte, schreibt er mir am 15. März 1905:

„. . . . Wenn er von meiner Willensschwäche spricht, so möchte ich wissen, ob er die fast beispiellosen Hindernisse eines Lebensweges überwunden haben würde, wie ich sie überwinden mußte . . . .“

Wahrlich! Eine schier dämonische Willenskraft spricht schon aus der Tatsache allein, daß er sein umfangreiches Werk, wie es uns heute vorliegt, trotz dieser „fast beispiellosen Hindernisse“ überhaupt zustandebringen konnte. Mit 17 Jahren noch Waldbauernbub, mit 21 noch Schneider, mit 25 noch der langaufgeschoffene Mitschüler kleiner Buben an der Grazer Handelsakademie, hat er mit 70 Jahren über fünfzig starke Bände veröffentlicht, von denen in der Gesamtausgabe letzter Hand nach gewissenhaftestem Ausschneiden alles Nebensächlichen und wütendem Wegstreichen ganzer Bände, ohne die drei starken Bücher mundartlicher Dichtung noch immer vierzig Bände übrig bleiben. Und diese ungeheure Arbeit, zu der seit 1876 noch die Herausgabe und Leitung der Monatschrift „Heimgarten“ kam, deren Spalten er größtenteils selbst füllte, hat er bewältigt unter jahrelangem körperlichen Leiden, immer wiederkehrenden Anfällen von Brustkrampf und zeitweise einsetzenden noch schwereren, akuten Erkrankungen der Atemungsorgane, die wiederholt sein Leben bedrohten und ihn wochen- und monatelang ans Krankenbett fesselten!

„. . . . Seit einer Woche bin ich im Bett. Influenza! Drei Winter krank sein, da wird einem der Spaß auch zuwider . . . .“ (Graz, 5. Dezember 1893).

„. . . . Ich fühle mich jetzt sehr müde und geistesträge, alle Arbeit strengt mich an, und das Leben macht mich nervös. Waldeinsamkeit! Aber in Krieglach droht das Asthma. Den ganzen Winter freue ich mich auf den Sommer,





Bergwinter.

Nach einem Gemälde von Herm. Gattiker (Vgl. S. 9).

und wenn das Frühjahr endlich kommt, sehne ich den Herbst herbei . . . ." (Graz, 2. Mai 1896).

„ . . . Tag für Tag wollte ich Dir schreiben, doch meine AsthmaKrämpfe, die gerade in dieser Woche wieder heftiger sind, ließen mich nicht dazu kommen. Schreibe mir doch Du umso öfter, Deine Briefe sind mir immer so besonders lieb . . . ." (Krieglach, 19. Juni 1896).

Genau ein Jahr später (ohne daß die Zwischenzeit eine völlig gesunde gewesen wäre) treten die Brustkrämpfe längere Zeit hindurch mit besonderer Heftigkeit auf. Die beiden folgenden Briefe, mit Bleistift geschrieben, werfen ein Licht auf seine Erschöpfung und Gemütsdepression. Insbesondere spiegelt der erste ein krankhaftes Verzagen an der Kraft des Ausdrucks wider, seinen „Abscheu vor dem geschriebenen Worte.“ Von körperlichem Elend bedrängt und aufs tiefste herabgestimmt, sieht er sich außerdem auch noch von Selbstvorwürfen gequält, seine schriftstellerische Arbeit nicht genügend fördern zu können. Das Wellental, in das sein

Schifflein hinabgeglitten war, drohte diesmal die Schaffensfreude gänzlich zu verschlingen.

Krieglach, 16. Juni 1917.

Lieber Freund!

Den Kürnberger-Aufsatz hast Du mir schon im Winter zum Lesen gegeben. Jetzt kann ich fast gar nichts lesen, noch weniger schreiben, was mich besonders drückt, weil es aus mehrfachen Gründen nötig wäre. In mir ist eine neue Empfindung: der Abscheu vor dem geschriebenen Worte! Es ist auch gar zu unzulänglich. Jetzt schreibe ich schon 30 Jahre lang und der Stein ist ungehoben, bleibt ungehoben. Ich habe so viel als nichts gesagt, gestaltet. Wenn man heute oder morgen fortgeht und man weiß nicht, wozu man dagewesen ist! — Das Heilsamste wäre jetzt Bergsteigen, körperliche Anstrengung, aber durch Brustkatarrh und entsetzlichen Husten bin ich so geschwächt, daß ich tatlos dastehen muß — eine Beute bleigrauer Gedanken. Auch bin ich ganz leutescheu geworden, wo

ihrer mehrere beisammen sind, aber nicht menschenscheu, wenn der rechte kommt. — An Dich denke ich recht oft. Aber es dürfte kein Vergnügen sein jetzt bei mir, darum getraue ich mich nicht zu sagen: komm! obschon ich weiß, daß es Dir nicht ums Vergnügen geht. Du bist lebensfroh, schaffensfreudig, das zu wissen macht mir doch Freude. Du hast noch weit dahin, bis Du von Dir sagen kannst: ich habe mich literarisch überarbeitet! Ich habe in meiner frühen Jugend scharf eingeseht und seither fast ununterbrochen geschrieben, allerdings größtenteils aus Naturtrieb, sonst wär's gar nicht zu verantworten.

Lasse bald wieder von Dir hören und sei gegrüßt!

Dein

Rosegger.

Der zweite Brief, nach meinem Besuch in Krieglach etwas beruhigter klingend, deutet darauf hin, wie er inmitten seiner Not noch fortwährend darum besorgt sein muß, Stoff für den „Heimgarten“ zu gewinnen, dessen Leitung er schon damals zurückzulegen beabsichtigte, aber



notgedrungen doch noch Jahre hindurch beibehielt, bis endlich sein Sohn Dr. Hans Ludwig Rosegger sie ihm abnehmen konnte. Zum Verständnis sei noch bemerkt, daß die von ihm erwähnte „Stadt der Heiligen“ ebenso wie „Die Sozialdemokraten“ (richtig: „Die Auswanderer“) Arbeiten meiner Feder sind, die zuerst im „Heimgarten“ erschienen. Aus diesem Briefe läßt sich auch auf die Schlaflosigkeit schließen, die den Dichter fast unausgesetzt peinigte und zu seiner Erschöpfung nicht wenig beitrug. Denn wenn er in seinem Krieglacher Sommerhause, vom Krankenbett aus, liebe- und sorgenvoll das Wetter beobachten konnte, das zur Zeit meines voraussichtlichen Wiedereintreffens in Graz herrschte, so mußte er zwischen ein und zwei Uhr Nachts noch wachgelegen haben. Wie er auch sonst, obgleich selbst unausgesetzt nach dem Lebensnotwendigsten, dem Atem, ringend, noch Aufmerksamkeit und Teilnahme für den Freund übrigbehält, geht aus einer andern Briefstelle hervor.

Krieglach, 19. Juni 1897.

„Lieber Freund!

Viel tausend Dank, daß Du gekommen bist! Du hast mich erfrischt, soweit das bei meinem Zustand möglich war. Gestern blieb ich im Bette, heute versuche ich's wieder mit dem Schaukelstuhl. Deine Mitteilung, daß Du doch noch eine Tramway fandest, hat uns erleichtert, denn zur Stunde, da Du hättest vom Bahnhof nachhause gehen müssen, war ein fürchterlicher Sturm. Gestern erzählte mir Annerl erst, daß Dein Mädel sich mit den Scherben eines Topfes beschädigt hatte und Du keinen Arzt fandest, bis Du die Kleine in die Klinik trugst. Und die Angst, daß es die Schlagader sein könne! Was man mit den lieben Kindern aussteht!

Daß ich jetzt so pessimistisch gestimmt bin, ist wohl unrecht von mir. Ich habe viel Gutes erfahren. Könnte ich nur auch mit mir selbst zufrieden sein! Daß das Können und Tun so höllentweit zurückbleibt hinter dem Wollen! Du hast recht, ich will jetzt einmal rasten, d. h. nichts wollen; wäre ich nur soweit aufrecht, um ein bißchen naturkneipen zu können! Auf Deine „Stadt der Heiligen“ rechne ich. Vielleicht auch auf die „Sozialdemokraten?“ Sonst habe ich auch manches in Aussicht. Mein Roman geht durch den ganzen Jahrgang, und so soll mir der nächste Jahrgang keine Sorgen machen. Dann hören wir auf.

Es grüßt Dich, mein lieber Freund, von  
ganzem Herzen  
Dein  
Rosegger.“

Eine lange, lange Reihe von Jahren hindurch bleibt es immer der gleiche harte, erbitterte Kampf zwischen der Ungebrochenheit des Geistes und Willens und der zunehmenden Hinfälligkeit des schon von Haus aus schwächlichen Körpers. Mehr und mehr strengt das Arbeiten ihn an, macht ihn „schrecklich abgepannt“: „In früherer Zeit glaubte ich meine Sachen auch mit ein bißchen Herzblut aufgepappelt zu haben, aber sie waren keine solchen Vampyre . . . .“ (Graz, 2. Februar 1900).

Im Herbst desselben Jahres grüßt er mich mit den Schriftzügen seiner ältesten Tochter aus Krieglach: „Abgerackert von Asthma und Husten, muß ich Anna einige Zeilen an Dich schreiben lassen. Schon seit Tagen wollte ich an Dich schreiben, um zu erfahren, wie es Dir geht, und freue mich nun zu hören, daß Du erfrischt in Graz bist. Ich gehöre auch schon in die Stadt, da mir die Landluft heuer gar nicht gut tut, kann mich aber doch so schwer entschließen, die ländliche Ruhe aufzugeben . . .“ (8. September 1900). Als Nachschrift finden sich von seiner eigenen, fahrig und fast unleserlich gewordenen Hand die Worte: „Von den abscheulich schlechten Nächten sehr ermüdet, kann ich nicht einmal mehr schreiben. Wird wohl bald wieder besser werden.“

Dennoch reifen zwischen den dichtgesäten Halmen des Siechtums, Kornblumen gleich, auf die der blaue Sommerhimmel abgefärbt zu haben scheint, Gedanken in ihm, wie man andern beispringen, leiblich und geistig irgendwie Bedrängten helfen könnte. Und mit fast waghalsiger Entschlossenheit nimmt er neue Arbeit auf sich, die ihm Jahre hindurch viel Zeit und Mühe kosten sollte. Man erinnere sich an die Eingangsworte, die darauf hinwiesen, wie das eigne Leiden uns das Herz öffnet für die Entbehrungen und Bedürfnisse unsrer Mitmenschen. Ungefähr mit der Jahrhundertwende beginnt die werktätige, über das gedruckte Wort hinausgehende soziale Wirksamkeit des Dichters, die in erster Linie die engere Heimat im Auge hat, um später, in ihren völkischen Zielen weiter ausgreifend, sich auf ausgedehnte Gebiete von ganz Österreich zu erstrecken. So stellt er seinen weitklingenden Namen — um nur des Hauptfäch-



lichen zu erwähnen, dessen ich mich gerade erinnere — in den Dienst einer Fürsorgetätigkeit für die dürftigen Alten und Arbeitsunfähigen von Krieglach, erbaut den weltfern in der Einöde hausenden Bauern seiner Heimatgemeinde Mpel die „Waldschule“, den (größtenteils aus Deutschland zugewanderten) Metallarbeitern von Mürzzuschlag eine evangelische Kirche, hilft die durch Feuer zerstörte katholische Kirche in St. Kathrein am Hauenstein (das die Operationsbasis seines Lehrherrn, des Schneidermeisters Ignaz Orthofer gewesen war) wieder aufzurichten und stampft durch seine Werbetätigkeit, insbesondere durch den glücklichen Gedanken der „Baustein-Bezeichnung“ Millionen aus dem Boden, um in den national bedrohten Grenzlanden deutsche Schulen teils am Leben zu erhalten, teils neu ins Leben zu rufen.

Wie es scheint, hatte ich ihm für das Versorgungshaus in Krieglach ein winziges Scherflein beige-steuert. Wenigstens findet sich unter meinen Papieren ein Brief von Hofeggers Hand, der nicht nur dadurch bemerkenswert ist, daß er die Erinnerung daran wachruft, mit welcher geringfügigen Liebesgaben man damals helfen und sich Dankbarkeit erwerben konnte, sondern vor allem deshalb, weil er vermutlich die erste Keimzelle enthält zu des Dichters Entschluß, den einschichtigen Bauernkindern von Mpel den Segen eines geregelten Schulunterrichtes zuteil werden zu lassen, dessen er selbst entbehrt hatte.

Graz, 4. November 1900.

„Lieber Freund!

In Krieglach-Mpel ist ein großer, großer Wald, der sich weit gegen das Hochgebirge hineinzieht. In diesem Wald steht eine Hütte mit einem Erdäpfelgarten. Dort lebt und arbeitet fleißig das Ehepaar Haubenwallner. Es hat erwachsene Kinder, die als brave Dienstboten in Bauernhöfen stehen, und es hat noch kleine Kinder, die in der Waldhütte hocken. Wenn nun der Winter kommt und der Schnee die Hütte fast einmauert, heizen sie — das Gefällholz haben sie umsonst — in den Ofen, daß es in der Stube gar warm und gemütlich wird. Das sechsjährige Knaberl hockt immer im Nest, weil es keine rechten Kleider hat, um aufzustehen. Es ist sehr munter und turnt oft im Bette, daß die Fäden fliegen. Aber da kommt eines Tages der Gemeindediener mit dem Ge-  
setz: das Knaberl muß in die Schule gehen, sonst

Strafe! Da hebt die Mutter an zu flennen, denn die Schule ist zwei Stunden weit weg und der Schnee ist hoch und der Wind geht kalt und der Knabe hat kein Gewand. Nun, dann werden die Haubenwallnerleut gebüßt, das erstmal nur zwei, das anderemal um vier Gulden, oder in Ermangelung des Geldes mit Arrest.

So war's im vorigen Winter, und heuer soll es nicht anders sein. Die Schule ist immer noch zwei Stunden weit weg, der Kleine hat immer noch kein Gewand und der Schnee beginnt wieder sein Maurerhandwerk.

Als ich am vorigen Donnerstag in der Gegend war, hörte ich von diesen armen Leuten, ging zu ihnen in den winterlichen Wald und gab ihnen die von Dir erhaltenen 5 Gulden, damit sie fürs Knaberl Kleider kaufen können und selbiges in die Schule gehen kann. Sie haben gelacht und geweint vor Dankbarkeit, und das habe ich Dir zu berichten. Und muß mich wohl entschuldigen, daß ich das Geld nicht Deiner ausgesprochenen Bestimmung zugeführt habe.

Ich habe fürs Krieglacher Versorgungshaus nämlich rund 1000 Kronen schicken können, Dein Beitrag wäre überschüssig gewesen, und so habe ich mir erlaubt, damit die Haubenwallnerleute glücklich zu machen. Der Kleine kann in die Schule gehen, und wenn er einmal ein großer Mann wird, so muß Dir ein Verdienst daran zugeschrieben werden.

..... Am Sonntag, den 18. November, 7 Uhr früh, sehen wir uns am Südbahnhof, um miteinander nach Mürzzuschlag zu fahren.

Dein

Hofegger.“

Daß meine Vermutung, die erste Anregung zum Bau der „Waldschule“ sei auf jenes Erlebnis mit den „Haubenwallnerischen“ zurückzuführen, nicht ganz von der Hand zu weisen ist, scheinen die folgenden Zeilen aus dem darauffolgenden Sommer zu bestätigen, die abermals ein Licht werfen auf die geradezu staunenswerte Willenskraft, mit der der kränkliche Dichter immer wieder seine Zustände niederkämpft, um zu wirken und zu leisten. Sogar als Vorleser hatte er gewagt, kaum daß sein Atem zurückgekehrt war, wieder vor die Öffentlichkeit zu treten, um anlässlich eines „Burggartenfestes“ in Graz, dessen Ertrag den „Steirischen Notstandsfonds“ begründete, seine überschüssige (?) Kraft in den Dienst der Wohltätigkeit zu stellen. Wir

hatten uns, jeder mit seinen Obliegenheiten beschäftigt, bei diesem Feste nicht gesehen, da er noch dieselbe Nacht nach Krieglach zurückfuhr.

Untenwegs heim, 11. Juni 1901.

„Lieber Freund!

Geh, komm nächsten Sonntag zu uns, oder schon Samstag. Ich möchte Dich nach Alpel führen. Will dort oben ein Schulhaus bauen und möchte mich darüber mit Dir besprechen. — Sei so gut, mir postwendend ein Exemplar deiner Burggarten-Festschrift zu schicken. Ich habe wieder ein paar harte Wochen hinter mir, war sehr überrascht, daß ich gestern in Graz lesen konnte, da der vorherige Tag noch recht schlimm war. Also auf Wiedersehen!

Dein alter, an Dir hängender

Peter Rosegger.“

Und während er „die freie Zeit zwischen einer Bronchitis zur andern mit Asthma ausfüllt“ (Krieglach, 23. August 1901), verfolgt er seinen Herzenswunsch, in Alpel ein Schulhaus zu erbauen, in aller Stille weiter, siedelt in den schönen Herbsttagen trotz der primitiven Unterkunftsverhältnisse vorübergehend sogar selbst nach Alpel hinauf, um nach dem Rechten zu sehen, und findet dort noch Muße zu neuem dichterischen Schaffen: „... Das Lied von den „letzten Dingen“ befriedigt im Ganzen auch mich; die einzige Geschichte, die jetzt im Jagdhaus zu Alpel geschrieben wurde. Dort oben könnte ich vielleicht noch dichten, aber dort oben kann ich nicht atmen — also kommt es darauf an, was von beiden der Mensch leichter entbehrt... Willst Du nicht noch einmal zu uns heraufkommen? Komm!...“ (Krieglach, 13. Oktober 1901).

Durch das Schneiderhandwerk, von früh auf daran gewöhnt, seine bestimmte Anzahl Stunden täglich bei der Arbeit zu sitzen, findet er jetzt, wenn in den Pausen, die ihm das Kranksein läßt, die Inspiration ausbleibt, Ersatz im Wirken für die Gemeinschaft.

„... Zur Zeit nimmt mich mein Waldschulhaus ganz und gar in Anspruch, in mehrfacher Beziehung. Das ist doch auch eine Sache, die nicht den Absterbenden, sondern den Aufstrebenden zugute kommt...“ (Graz, 9. November 1901).



Il pizzo Cambreno, Bernina.  
Nach einem Gemälde, von Herm. Gattiker.

„... Ich erwähnte mein Waldschulhaus nur deshalb, weil es mich zur Zeit so sehr überbürdet mit allerlei Arbeiten, daß ich für andere Dinge fast keinen Sinn und kein Verständnis mehr habe, daß ich ganz dumm werde, während andre durch die Schul' gerade gescheit zu werden pflegen. Und das soll ein Jahr lang so dauern! Das Geld ist ja schier beisammen, aber dann der Bau!...“ (Graz, 11. November 1901).

Dabei versäumt er aber die Vorlesung, die er jährlich am 15. November zum Vorteil des Vereins deutscher Steirer in Wien zu halten pflegt, keineswegs und holt sich dort natürlich einen erneuten Krankheitsfall: „... Seit Wien bin ich die meiste Zeit im Bette...“ (Graz, 19. November 1901). Und zehn Tage später:

„Ach, wie wär's im Krüge lustig,  
Doch zuhause bleiben — mußst' ich.  
Hab's ein bißchen auf der Brust — ich!  
Traun, die halben Nächte pfauch' ich,  
Und die andern halben hust' ich.“

So gewinnt er dem fortwährenden Kranksein, durch das die produktiv schriftstellerische, wie die redaktionelle und öffentlich-fürsorgende Tätigkeit, kurz, seine Arbeit, sich mühselig einen Weg bahnen muß wie durch dornstarrendes Gestrüpp, immer noch Humor ab. Nach einem Sommer, der „für ihn ziemlich hart war — immer neue Bronchial- und Asthma-Anfälle,“ findet endlich am 28. September 1902 in Alpel die feierliche Einweihung und Eröffnung des



„Waldschulhauses“ statt, worüber man im Juliheft 1903 des „Heimgarten“ näheres nachlesen mag.

Aber kaum ist der eine Traum Wirklichkeit geworden, so tritt im heißen Drang, seine Menschenliebe in die Tat umzusetzen, ihm ein neuer vor die Seele. Und abermals steuert er sein Boot, um das Eingangs gebrauchte Bild zu wiederholen, ohne vom Kurs abzuweichen, den der strenge Kompaß des Pflichtgefühls bestimmt, mit rechtschaffner Willenskraft durch die auf- und niedergehenden Wogen seiner körperlichen Zustände dem Ziel entgegen. Im März 1904 erleidet er in meiner Gegenwart einen bedenklichen Ohnmachtsanfall, der sich nach seiner Empfindung „schon längere Zeit vorbereitet hatte und nach nicht guten Nächten und Fiebererscheinungen eine Unordnung im Unterleib, ein fremdes Gefühl in der Brust und Erschöpfung“ zurückließ: „... Ob schon mir jene Stunde etwas dunkel ist, so weiß ich doch, daß ich eine Weile recht behaglich an Deiner treuen Brust geruht habe... Man feiert immer Altersjubiläen und will's nicht wahrhaben, daß man alt wird...“ Ein Jahr später schildert er mit köstlicher Laune und interessierter Selbstbeobachtung, wie „das Beest, die Influenza,“ nachdem es mich besucht hatte, nun auch bei ihm eingekehrt sei: „... Seit vier Tagen bin ich beinahe taub; von dem im gewöhnlichen Ton geführten Tischgespräch verstehe ich kein Wort. Die lautesten Gespräche hören sich wie das dünne klanglose Reden aus jenem ersten Phonographen, die einem bald langweilig wurden. Taubheit macht stumm, weil man nicht dreinreden kann, ohne ein Gespräch unpassend zu unterbrechen — und man doch keine Antwort versteht. So bleibt man am besten auf seinem Zimmer. Da hört man nichts, als manchmal das Geräusch im eigenen Kopfe, und das ist nichts sagend. Sonst alles still wie in der ewigen Ruh! Keine Uhr tickt, kein dumpfes Wagen geräusch von der Straße. Man hört kein Klopfen, kein Türaufgehen, und plötzlich steht jemand da, man sieht, wie er spricht, und trotzdem bleibt alles still — es ist ganz komisch. Wenn man nicht bisweilen doch ein wenig neugierig wäre — die weltentrückende Taubheit könnte fast poetisch sein. Man lebt enge in sich abgeschlossen wie in der Zelle. Nur an dieser Zelle die zwei Fensterlein möge mir mein Gott behüten!...“ (Graz, 29. Jänner 1905).

Dagegen ist er im Sommer 1906 unerwarteter Weise „so unheimlich gesund, daß er fortwährend Freudenflüge macht ins Land hinaus...“ (Krieglach, 8. Juli 1906). Das folgende Jahr nimmt aber wieder umso grausamer Rache an seinem Vorgänger: „... Ich hüte seit acht Tagen das Bett und saufe täglich 150 Liter Sauerstoff, den mir aber nicht der Wald liefert, sondern die Apotheke...“ (Graz, 19. November 1907). Noch schlimmer verläuft der Sommer 1908. Ein Brief aus Krieglach vom 20. Oktober dieses Jahres schließt mit den Worten: „... Morgen will ich nach Graz übersiedeln. Vorher drängt es mich, Dir noch einmal zu danken für Deine Besuche, womit Du mir erquickenden Sonnenschein in die Krankenzstube gebracht hast, in der ich dies Jahr auf der Sommerfrische war...“ Dazwischen veräußert er nicht die spärlichen Blumen zu pflücken, die am Leidenswege blühen: „... Es ist doch so, daß den Leidenden die wenigen Freuden, die er hat, viel reiner und inniger anwehen als Andere...“ (Krieglach, 13. Juni 1909). Viel gedrückter klingt aber wieder eine Zeile aus Krieglach vom 13. April 1910:

„Lieber Freund! Ich danke Dir recht herzlich für Deine lieben Zeilen. Ja, bleibe nur in Graz im Sommer, da weiß ich Dich näher und wirst doch wieder einmal zu mir kommen. — Wenn auch meine Kräfte wiederkehren sollten, würde ich in diesem Sommer doch Festungshaft haben, da Ärzte und Familie mir alle Übergriffe über meinen Gartenzaun versagen wollen. Übrigens bin ich zufrieden, wie es ist. Manche Stunde kann ich doch außer Bett sein. — Freut Euch des Lebens, da sogar ich es tue.

Dein  
Kosegger.“

Eine Hauptquelle seiner Lebensfreude war seine Familie, die ihn mit Liebe und Sorgfalt umgab, seine Leiden linderte, soweit es nur irgend möglich war, und es an aufopfernder Pflege nicht fehlen ließ. Seine umsichtige und fürsorgliche Gattin und seine älteste Tochter Anna, die Stillwaltende und Hingebungsvolle, wetteiferten darin, seinen Zustand zu erleichtern, ihm Schonung zu empfehlen und seine oft unvorsichtigen Schritte zu überwachen, insofern seine bäurische Eigenwilligkeit es zuließ. Die beiden Söhne brachten dem geliebten und verehrten Vater vielfältige Anregung und Heiterkeit ins Haus, die jüngere Tochter, mit einem österreichischen Flottenoffizier vermählt, hatte frühzeitig

für Enkelchen gesorgt, die wenigstens in Kriegslach meist in seiner Nähe und bei seinem offenen Sinn für Kinder ein wahrer Segen für ihn waren, und das seidige Blondhaar seiner Jüngsten, der lieblichen Martha, durchleuchtete selbst eine Wolken- oder Leiden- und düsterte Stube. Mit wahrer Wonne hielt sein ebenso liebespendendes wie liebebedürftiges Herz an diesem reichen Besitz fest: „... Jetzt habe ich meine Leute wieder einmal alle um mich beisammen, ihrer zwölf Stück. Nur der Seemann ist auf weiten Meeren ...“ (Krieglach, 16. Juli 1912).

In Augenblicken der Erholung und Gesundung konnte er also Trost und Erfrischung aus einem ungetriebten Familienglück schöpfen und tat's auch mit besinnlicher Dankbarkeit. Der Kampf zwischen Arbeiten und Kranksein mußte sich aber naturgemäß in der Einsamkeit abspielen, und dann strömte seine innere Abgeschlossenheit sich wohl gerne in Briefen aus. Unzählige längere und kürzere Zuschriften aus Graz oder Krieglach gewähren Einblick, wie das immer gleiche Körperleid, obgleich gelegentlich unterbrochen durch kürzere oder längere Ruhepunkte oder scheinbare Wendungen zum Besseren, durch Jahre und Jahre sich fortzieht: „... Seit einer Woche keuche ich wieder ... In Graz war ich niemand mehr, hier bin ich wenigstens wieder Asthmatiker ...“ (Krieglach, 5. Juni 1911).

„... Ich habe in diesem Jahr noch keinen Schritt aus der Wohnung getan, aber Du kannst Dir denken, wie frisch und munter ich sein muß, da ich schon seit sieben Tagen nicht mehr eigentlich geschlafen habe ...“ (Graz, 16. Jänner 1912).

„... So wie Du mein Buch, so habe ich Deines bekommen und zwar mit dem entsprechenden Bronchialkatarrh, falls ich sonst zum Lesen nicht Zeit gehabt hätte ...“ (Krieglach, 25. Oktober 1913).

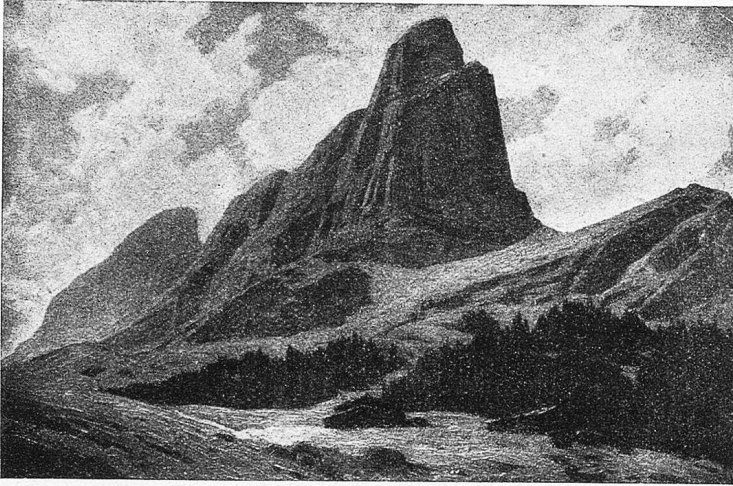
Und nun tritt auch noch, kaum daß er die Siebzig überschritten hat, der Weltkrieg, die entsetzlichste und erschütterndste Erfahrung seiner Seele in seine alternden Jahre ein. Was dieses ungelicke Geschehen gerade für einen Kranken bedeuten mußte, dessen nervöse Gesamtanlage sicherlich Mitursache sowohl seiner Dichterschaft wie all seiner Nöte gewesen ist, kann ermessen, wer es miterlebt hat, welch ungeheure Aufgewühltheit schon unendlich geringere und entfern-

tere Ereignisse in ihm zurückzulassen pflegten, die ihn gar nicht hätten tiefer zu berühren brauchen. So etwa die Ermordung der Kaiserin Elisabeth (1898), das Unterliegen der Büren (1902), sogar der Einsturz des Markusturmes! Der gequälte Seufzer, der sich ihm am 3. August 1914 entringt, kennzeichnet seine Stimmung: „... Man sollte sich nicht so in andere Leute hinein fühlen und leben, wie es Poetennatur ist, sonst kann man's endlich nicht mehr aushalten! ...“

Nach all den Zeugnissen der Verzagttheit sollte man's kaum erwarten, daß sie, vielleicht nur zur Seelenbefreiung hingeschrieben, im Grunde doch immer wieder den Ansporn zur Selbsthilfe in sich schließen. Und doch hatte in gewissem Sinne sein Leiden ihn auch gestählt. Es hatte ihn gelehrt, körperliche Schmerzen und Lästigkeiten als etwas Altgewohntes zu übersehen und seinen Blick aufs Große zu richten. Es hatte ihn gelehrt, über die eigene Hinfälligkeit hinaus seine Lebensaufgabe im Auge zu behalten. Und es hatte ihn gelehrt, die Pausen, in denen das Übel sich linderte, mit titanisch gesteigerter Seelenkraft und Freudigkeit zur Arbeit auszunützen. So hatte er, dem als Kranken „nur etwas“ fehlte, schließlich unzählige vollkommen Gesunde, denen nach jenem Sprichwort „viele zu fehlen pflegt“, an Leistung hundertfältig übertroffen.

Dem in all diesen Jahrzehnten hartnäckiger Qualen und Leiden pflückt der Dichter, den man nach den angeführten Briefstellen für gänzlich erlahmt und ausgehöpft halten sollte, mit der Stetigkeit einer kaum je erhörten schöpferischen Leichtigkeit, ohne auch nur eine einzige Lücke eintreten zu lassen, Jahr für Jahr einen neuen reifen, starken Band von fünfundzwanzig bis dreißig Druckbogen vom Baum seiner angeborenen phänomenalen Begabung, mit verschwenderischer Hand rastlos spendend. Novellen- und Romane, persönliche Bekenntnis- und Erbauungsbücher, eine schier unübersehbare Reihe, an Umfang und, wenn nicht immer an eigentlich künstlerischer Gestaltung, so doch an Tiefe sogar die Produktion seiner jüngeren Jahre noch übertreffend: „Als ich jung noch war“, „Der Waldvogel“, „Das ewige Licht“, „Idyllen aus einer untergehenden Welt“, „Mein Weltleben“, „Erdseggen“, „Mein Himmelreich“, „Sonnenschein“, „Weltgift“, „Sünderglöckel“, „S. N. S.“, „Wildlinge“, „Die





Die Eggstöcke.  
Nach einem Gemälde von Herm. Gattiker.

Försterbuben“, „Nirnutzig Volk“, „Alpensommer“, „Lasset uns von der Liebe reden“, „Die beiden Hänse“, und schließlich des „Heimgärtners Tagebücher“ und die „Nachlese“.

Dies alles hat nach Vollendung seines fünfzigsten Lebensjahres ein einziger Mensch hervorgebracht, dessen Arbeitsstube und Schreibtisch stets so nett und aufgeräumt aussahen, als würde nie ein Buch darin gelesen und nie ein Blatt darauf beschrieben . . . Ein Schriftsteller, Schriftleiter und Herausgeber, der Monat für Monat daran denken mußte, immer wieder ein neues Heft seiner Zeitschrift zusammenzustellen und die sich oft ergebenden Lücken mit den abfallenden Spänen seines eigenen dichterischen Schaffens auszufüllen . . . Ein Poet, den man eigentlich nie beim Dichten ertappte, der fort-

während darüber klagt, daß ihm die Arbeitskraft abhanden gekommen sei, und immer dazu geneigt ist, sich selbst untätig und träumerisch zu schelten . . . . Ein Kranker, der durch seine körperlichen Zustände fast aufgerieben scheint, dazwischen aber plötzlich wieder eine Vorlesereise zu gemeinnützigen Zwecken unternimmt und überdies noch als eine Art Schulinspektor seine „Waldschule“ sorgend im Auge behält: „. . . . Wenn Du gestern mit mir in Alpel gewesen wärest! Ich habe die Haushaltung des neuen Lehrers inspiziert. Ich glaube wieder einen passenden Lehrer gefunden zu haben . . .“ (Krieglach, 1. Juni 1909).

. . . . Ein Mann der sozialen Wirksamkeit endlich, der nach all dem Aufgezählten noch Zeit und Lust übrig behält, die öffentliche Wohltätigkeit zu fördern, Kirchen zu erbauen und im Nebenamt etwas wie einen geschäftsführenden Sekretär und Säckelwart des Deutsch. Schulvereins abzugeben, die „Tage mit Millionen-Angelegenheiten ausfüllt und jauchzend unter der Last seufzt“, die er sich durch seine Werbetätigkeit für die Gründung deutscher Schulen im Grenzland und durch seine dadurch hervorgerufene „gewaltige Geldgier“ heraufbeschworen hat. (Krieglach, 31. Juli 1909).

Einer so wunderlichen und ob ihrer Fruchtbarkeit bewundernswerten Verschwisterung von Arbeiten und Kranksein wird man in der deutschen Literatur nicht leicht wiederbegegnen.

(Schluß folgt.)

## Der Trommel-Philosoph. \*)

Von Ernst Frey.

Das nächstemal, als ich zur Großmutter kam, war sie so ganz anders geworden zu mir. Sie hatte mich, als ich ihr die Hand gab, festgehalten und forschend in mein Gesicht geschaut.

\*) Aus: „G ü g g s“. Geschichte einer Jugend. Von Ernst Frey. In Halbleinen gebunden (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). — „Gügg s“ — das uns zunächst wunderbar klingende Wort ist der Spitzname und Rosenname, mit dem der kleine Held des Buches gerufen wird, weil er in alles hineingucken, alles erfragen und ergründen möchte. „Gügg s“ selbst berichtet, als Erwachsener auf seine Kindheit und erste Jugend zurückblickend, von den Werdejahren seiner Seele; dieser Bericht ist so reich an psychologischen Tatsachen und Aufschlüssen über das Erwachen und die

„Du hast,“ sagte sie, eigentlich gar nichts von deinem Vater . . . nein, nicht das geringste . . . aber, der Zug da um deinen Mund, den scheinst du von der Mutter zu bekommen.“ Sie stieß

Entwicklung des persönlichen Lebens, ist so durchtränkt von einer nichts weniger als weichlichen Güte, durchleuchtet von mild-kraftiger Lebensweisheit, daß das Buch unter der großen Zahl von Kindheitsgeschichten und Entwicklungsromanen zu den ganz wenigen gezählt werden darf, die in der verdienten Gunst und im Gedächtnis der Lesenden fortdauern werden. Frey ist Schweizer und hat all die Eigenschaften, die der deutsch-schweizerischen Dichtung ihren besonderen Ehrenplatz im Gesamtbereich der deutschen Literatur zuweisen. Unsere Leser kennen ihn.